

Günter Gösde, Michael B. Buchholz (Hg.)
Der Besen, mit dem die Hexe fliegt
Band 1

Das Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft und als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert:

Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturalistischen und politischen Ansätze vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Stärker als früher steht die Psychoanalyse in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologischen Psychiatrie. Als das anspruchsvollste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Konzepte zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

Günter Gösde, Michael B. Buchholz (Hg.)

Der Besen, mit dem die Hexe fliegt

Wissenschaft und Therapeutik des Unbewussten

Band 1:
Psychologie als Wissenschaft
der Komplementarität

Mit Beiträgen von Christina von Braun,
Michael B. Buchholz, Jochen Fahrenberg,
Günter Gösde, Bernard Görlich, Helmut Heit,
Uwe Hinrichs, Nikolaos Loukidelis, Wolfgang Mertens,
Werner Pohlmann, Gerald Poscheschnik,
Alfred Schöpf, Daniel Schubbe, Christian Sell,
Werner Stegmaier, Harald Walach und Jörg Zirfas

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2012 Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Francisco de Goya: »Linda maestra!/Schöne Meisterin!«

Umschlaggestaltung & Satz: Hanspeter Ludwig, Wetzlar

www.imaginary-world.de

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print-Version 978-3-8379-2189-2

ISBN E-Book (PDF) 978-3-8379-6534-6

INHALT

Vorwort	9
Hexen und Besen und was sie fliegen macht <i>Michael B. Buchholz & Günter Gödde</i>	
Flughafen: Orientierung am Magnetfeld des »Unbewussten«	
Einführung der Herausgeber <i>Michael B. Buchholz & Günter Gödde</i>	41
Offene Fragen in der Wissenschaft vom Unbewussten und ihre Beziehungen zur Therapeutik <i>Günter Gödde</i>	57
Über »Empirische Forschung in der Psychoanalyse« Versuch einer Grundlegung anhand ausgewählter Beispiele aus Theorie, Therapie und Methodik <i>Gerald Poscheschnik</i>	89
Das Geschlecht des Unbewussten in der Wissensordnung <i>Christina von Braun</i>	139
Von der dunklen Materie in den Wissenschaften Ein Essay über das Paradigma der Wissenschaften im 21. Jahrhundert <i>Uwe Hinrichs</i>	159
Gegensätzliche Flugrichtungen: Komplementarität in Psychologie und Psychotherapie	
Einführung der Herausgeber <i>Günter Gödde & Michael B. Buchholz</i>	183

Wilhelm Wundt erneut gelesen Psychologie als »empirische Geisteswissenschaft« <i>Jochen Fahrenberg</i>	203
Nietzsches Vermittlung von Geist und Natur – Interpretieren am Leitfaden des Leibes <i>Helmut Heit & Nikolaos Loukidelis</i>	243
Die Wissenskultur der Psychoanalyse und ihre Differenz zur kognitiven Verhaltenstherapie <i>Christian Sell</i>	271
Komplementarität: Rahmen für eine Wissenschaftstheorie der Psychologie <i>Harald Walach</i>	301
Flugrouten: Unterschiedliche Erkenntniszugänge zum Unbewussten	
Einführung der Herausgeber <i>Michael B. Buchholz & Günter Gödde</i>	329
Die Wissensform des Unbewussten im 19. Jahrhundert <i>Alfred Schöpf</i>	343
Formen der (Er-)Kenntnis Ein morphologischer Blick auf Schopenhauer <i>Daniel Schubbe</i>	359
Die Wissenschaft auf dem Boden des Lebens Nietzsches Wissenschaftskritik im V. Buch seiner »Fröhlichen Wissenschaft« <i>Werner Stegmaier</i>	387
Formen des Wissens und ihre Entwicklung bei Therapeuten <i>Michael B. Buchholz</i>	409
Der Dämonenmeister: Freuds Integration verschiedener Disziplinen	
Einführung der Herausgeber <i>Michael B. Buchholz & Günter Gödde</i>	449
Freuds naturwissenschaftliche Orientierung aus heutiger Sicht Ein fiktives Interview <i>Wolfgang Mertens</i>	487

»Die lebendige Natur als phantastische Wirklichkeit« Goethe – Johannes Müller – Darwin – Dilthey – Freud <i>Werner Pohlmann</i>	515
Der Eigensinn des Unbewussten Alfred Lorenzer als Freud-Interpret <i>Bernard Görlich</i>	545
Sigmund Freuds Grenzgänge zwischen Wissenschaft und Ästhetik <i>Jörg Zirfas</i>	573
Rundflug: Eine erste Synopsis	
Warum eine Münze weder auf die eine noch auf die andere Seite fallen darf – Die beiden Seiten der Psychologie <i>Günter Gödde & Michael B. Buchholz</i>	601
Autorinnen und Autoren	661
Inhalt von Band 2	667

VORWORT

Hexen und Besen und was sie fliegen macht

Michael B. Buchholz & Günter Gödde

Doch, wir hören sie schon. Die Stimmen, die uns gleich »Machismo« laut vorhalten werden. In allen Varianten. Die Hexen, das seien doch eigentlich die »weisen Frauen«, die das damals bekannte heilkundliche Wissen insbesondere über jene Pflanzen hegten, von denen man eine abtreibende Wirkung erkannt zu haben meinte. Von der sich rasant entwickelnden Naturwissenschaft und der mächtigen Medizin im Verein mit der Kirchenmacht seien sie davongefegt worden. Eben! Gefegt! Der Besen soll also jenes Instrument der Ausrottung und Vernichtung autonomer Weiblichkeit gewesen sein?

Hm, so klingelt gleich ein Einwand: Warum nur reiten die Hexen damit, der Sage nach, auf den Blocksberg bzw. auf den Brocken? Und versammeln sich dort, dem Hörensagen nach, recht gerne auch zu wilden Orgien? Hier kommt eine andere rationalistische Erklärung ins Spiel. Sie lautet, es handle sich hierbei um Überreste alter germanischer oder noch älterer Fruchtbarkeitsriten. Das wird so sein und Volkskundler haben Interessantes ermittelt.

Doch wieder ein Einwand: Um Fruchtbarkeit auf dem Ackerboden hervorzutreiben, sollen die Hexen in solche Höhen geflogen sein? Warum in die Lüfte, wenn man es auf dem Boden treiben (lassen) wollte? Und warum der Besen?

Warum Besen, warum Hexe?

Der Besen taucht bekanntlich auch in Goethes berühmtem Gedicht vom Zauberberlehrling auf. Aber hier übernimmt er eine wundersame Aufgabe: »... und

mit reichem vollem Schwalle zu dem Bade sich ergieße.« Den Zauberlehrling gelüftet es, ins Bad einzutauchen. Dann hat er das Wort vergessen, das den Besen zum Stehen bringen könnte: »Ach! Und hundert Flüsse stürzen auf mich ein.« Der Zauberlehrling greift zum Beil, um den Besen zu spalten: »Wie ich mich nur auf dich werfe, gleich, o Kobold, liegst du nieder.« Aber die Spaltung mit dem Beil hat nur die Wirkung, dass da jetzt zwei Kobolde wirken und immer mehr Wasser anschleppen. Endlich kommt der Meister und spricht imperativ die erlösenden Worte: »In die Ecke, Besen, Besen! Seids gewesen. Denn als Geister ruft euch nur zu diesem Zwecke, erst hervor der alte Meister.«

Ein Meister also muss man schon sein, will man einen solchen Besen, der eigentlich ein Kobold ist, handhaben. Sonst muss man ihn benutzen, wie jeden anderen Besen auch und kann nichts damit machen, als was man mit Besen eben so macht: kehren, fegen, aufräumen. Und dazu gehört die Person, die dann mit der Hand diesen Besen bedient. Hauspersonal beiderlei Geschlechts. Aber wozu gibt es heute noch, in unserer säkularen Welt, sogenannte Besenkalender, die man sich sogar als Apps auf sein Handy downloaden kann? Antwort: Damit man »Besenwirtschaften« findet; das sind Weinstuben. Als ob man den Besen doch gerne aufsucht. Für den Rausch. Für die Begegnung mit Kobolden. Der Kobold ist wohl die Gegenfigur zu den »Geistern«, von denen Goethe spricht.

Noch mehr lässt sich über den Besen sagen. Beuys hatte am 1. Mai 1972 mit seinen Mitarbeitern und Studierenden den Besen geschwungen, um die chaotischen Überreste einer Kundgebung auf dem Berliner Karl-Marx-Platz, bei der manches zu Bruch gegangen war, aufzuräumen. Einige Bruchstücke, Scherben und Fragmente wurden in einem gläsernen Container aufgehäuft, an dessen Vorderseite einer der Besen zu sehen war, der aufgeräumt hatte. Der Besen ist also zu vielfacher Symbolisierung fähig (Quermann 2006; Vöhler & Linck 2009, S. XIV).

Sinti und Roma, früher abfällig als »Zigeuner« bezeichnet, galten ebenso wie die Juden als mit dem Teufel im Bunde. Der war es, der den Hexen die Fähigkeit zum Flug auf den Blocksberg verliehen haben soll, damit sie sich dort mit ihm paarten. Der Umstand, dass Besenmacher ein häufig von Sinti und Roma ausgeübter Beruf war, trug mit dazu bei, dass man sich gegen sie zu wappnen suchte, indem man sichtbar einen Besen ins Fenster stellte. So, wie man seit dem Polanski-Film »Tanz der Vampire« weiß, dass man sich gegen

Vampire am besten mit Kruzifixen und hängenden Knoblauchketten schützt. Der Besen hatte eine Abwehrfunktion ähnlich wie ein Amulett.

Allerdings: Sich einen Besen abwehrend ins Fenster zu stellen, hatte ja auch die Bedeutung, dass man unvermeidlich damit anzeigte, schon einen zu besitzen. Das zumindest war also recht doppeldeutig. Man wehrte sich dagegen, von Sinti und Roma angesprochen zu werden, ausgerechnet dadurch, dass man Zugehörigkeit demonstrierte. Sehr seltsam. Der Besen war aber mehr als ein Besen, er war ein Symbol, mit dem man solches Doppelte bewerkstelligen konnte: Man wehrte ab und gehörte gleichzeitig dazu. Dem entsprach die allgemeine Einstellung: »Zigeuner« wurden zugleich romantisiert und rassistisch verfolgt, der Besen wurde gefürchtet und zugleich als Zeichen für den zu erstehenden Rausch verwendet (Irsigler 2007; Wippermann 1997).

Ausflüge in Symboltheorie und Entwicklungspsychologie

Das einfach als »Ambivalenz« abzutun, würde alles vorzeitig verschließen. Gerade öffnet sich ein Zusammenhang. Schalten wir ein paar kleine Überlegungen zur Symboltheorie (Deacon 1997, S. 69f.) ein und nehmen als Illustration ein einfaches Landschaftsbild, wie es in jedem Museum hängt. Dann sehen wir eine Leinwand mit einer Vielzahl graphischer und farblicher Darstellungen auf einer eingerahmten, bemalten Oberfläche. Die Landschaft kann eine naturalistische Darstellung sein, es gibt sie so dann auch in der Wirklichkeit. Sie kann aber auch pure Erfindung des Künstlers sein. Das ist die ikonische Betrachtung des Bildes, sie sieht das Bild *als* Bild. Magritte malte eine Meerschaumpfeife und schrieb darunter: »Ceci n'est pas une pipe«. Das Bild ist eben nicht die Pfeife. Die Ikonizität der Perspektive wird so selbst Teil des Bildes.

Der Betrachter wechselt seine Wahrnehmungsweise und sieht einen Ausschnitt einer weit umfangreicheren Welt; die Landschaft bietet einen Blick in diesen Weltausschnitt so, dass der Betrachter den allgemeinen Charakter des dargestellten Ganzen zwar nicht sehen kann, ihn aber dennoch »sieht«. Er sieht die Zeit des Bildes, ahnt die Region und taucht in eine Atmosphäre ein, die ihn zu anderen Sphären trägt. Das ikonisch dargestellte Bild wird zu einem Symbol von etwas anderem, einer anderen Welt, einer anderen Zeit. Die ikonisch-piktoriale Darstellung steigert sich zu einem intentionalen Akt der Symbolisierung; das Landschaftsbild stellt nicht nur eine Landschaft, son-

dern einen Stil, eine Weltauffassung – etwa der Demut oder des selbstbewusst optimistischen Triumphes – dar, eine Atmosphäre – der Heiterkeit oder des Düsternen, der Melancholie oder Frömmigkeit – in gewollter und gekonnter Charakterisierung. Und wenn der Betrachter diesen Schritt vollzogen hat, wird er gewahr, dass er – unwillkürlich oder gewollt – den symbolischen Gehalt des dargestellten Bildes auf eine Weise »liest«, dass er darin einen existenziellen Index erkennt: Es muss einen Künstler gegeben haben, einen, der die Symbolisierung bewerkstelligte, der, auch wenn lange schon verstorben, durch sein Werk sich präsentiert. Symbolisierung verweist metonymisch immer auf einen Symbolisierenden. Das Bild präsentiert (Brandt 2010) sich somit als eine Kaskade semiotischer Funktionen:

ikonisch > symbolisch > indexikalisch

An dieser letzten Stufe angekommen, nehmen wir gleichsam den Künstler wahr; wir sehen ihn nicht mit sinnlichen Augen, sondern mit denen des Sinnes. Wir beginnen, uns Gedanken zu machen, wer er gewesen sein könnte, was ihn dazu gebracht haben mag, dies (und nicht etwa anderes) zu malen, welche Erlebnisse er gehabt, welche Muse ihn geküsst, welcher Gott ihn gesegnet haben könnte – wir gelangen in eine Art fluider Intentionalität (Langer 1942), deren Kern hell aufleuchtet, wenn wir in der Betrachtung des Bildes verstehen, wie der Künstler den kreativen Prozess selbst im Bild entäußert hat.

Um zu verstehen, was es mit diesem Begriff einer fluiden Intentionalität auf sich hat, können wir einen kleinen Ausflug in die Entwicklungspsychologie unternehmen.

Wenn wir den Säuglingsforschern glauben dürfen (Meltzoff et al. 1999; Meltzoff & Prinz 2002; Tomasello 2001), dann können bereits sehr kleine Kinder (zwischen dem 9. und 16. Lebensmonat) die Unterscheidung zwischen sichtbarem Verhalten und unsichtbarer Absicht aufbauen. Das Kind versteht, dass der ausgestreckte Zeigefinger der Mutter auf etwas zeigt, und die Mutter damit seinen mentalen Zustand, nämlich seine Aufmerksamkeit auf etwas zu lenken versucht. Es beginnt, seinerseits mit Blicken zu kontrollieren, ob es ihm gelingt, die Aufmerksamkeit der Mutter auf die Katze vor dem Fenster zu lenken, auf die sein Finger zeigt, während sein Blick prüft, ob die Mutter tatsächlich dorthin schaut. Kinder unterscheiden sichtbares Verhalten von unsichtbaren Absichten, die sie eben aus Verhalten erschließen. »Obviously,

infants are not behaviorists«, schreiben Meltzoff et al. (1999, S. 29) und machen mit diesem kleinen Seitenhieb deutlich, dass eine allein behavioristische Orientierung in der Psychologie genau das Elementare der »symbolischen Spezies« (Deacon 1997; Hauser 1997) verfehlen würde.

Als Erwachsene können wir durchaus fluide auf und zwischen diesen verschiedenen Ebenen operieren, auch wieder in der ästhetischen Erfahrung. Manche untersuchen Pinselstrich, Farbe und Leinwand, andere analysieren physikalische Spektren, wieder andere halten Informationen zu Lebensgeschichte des Künstlers und seiner Zeit bereit. Das alles sind wissenschaftlich ermittelbare Befunde von größter Bedeutung. Ihre Integration gelingt, wenn sich das ästhetische Erlebnis einstellt, von dem bereits Susanne K. Langer (1942) meinte, dass alle diese Informationen uns befähigen, die beschriebene Stufenfolge zu beschreiten und unser »mind« die Unmittelbarkeit der sinnlichen Erfahrung in Symbole übersetzt. Dabei beschreibt Deacon (1997, S. 87f.) noch einige Zwischenstufen, sowohl symbolisierungstheoretischer als auch neurowissenschaftlicher Art, von denen auch in diesem Buch die Rede sein wird.

Zurück zu Besen und Hexe

Wenden wir diese Überlegungen auf Besen und Hexe an, dann ergibt sich, dass sie Symbole sind, die sozusagen sinnlich-unmittelbar, auf der ersten ikonischen Stufe, also regressiv-konkretistisch aufgefasst wurden. In der Annahme solcher Wirklichkeit mussten und nur in solcher Wirklichkeitskonstruktion konnten sie bekämpft werden. Wer sicher zu wissen glaubt, dass es Hexen gibt, muss sie fürchten – oder beneiden; wer den Besen nicht handhaben kann, muss ihn heimlich probieren – und an ihm scheitern; wer den Meister erkennt, muss ihm dankbar sein für den Bann – und wegen der minderen eigenen Macht die seine fürchten.

Wer Psychotherapie handhaben will und den Besen der Manuale anwendet, dem könnte es wie dem Zauberlehrling ergehen – er wird die Geister nicht mehr los, die er rief. Ein Besen ohne den Meister taugt nur zum Reinemachen. Eine Hexe aber ohne einen Ordnung schaffenden Besen produziert nichts als Verwüstung und Verführung. Hexe und Besen müssen sich so vereinigen, dass jener symbolische *Flug* ermöglicht wird, der große Zusammenhänge zu überschauen gestattet, der sich aus sinnlichen Befangenheiten löst und sie zugleich

vertieft, der den Bund mit dem Teufel wagt, ohne ihm zu verfallen. Denn der Teufel ist, sogar dem Evangelium nach, Luzifer. Also, wie sein lateinischer und mit symbolischem Bedacht gewählter Name sagt, der Lichtbringer. Ohne seine Verführung, die Wahrheit zu erkennen, hätte nach der Genesis die ganze Geschichte nicht beginnen können (Villeneuve 1991).

Noch im Märchen taucht er auf in der Formel »Das hat Dir der Teufel gesagt ...«, und da bringt er die Wahrheit, die das Rumpelstilzchen ärgert (Baals-Garduhn 1995). Weil er die Wahrheit bringt, hatte er als Lichtbringer jenen Namen erhalten, der das englische Wort für die Aufklärung, »enlightenment«, vorwegnimmt. Aufgeklärt aber, so wusste schon Diderot, konnte nur werden, wer selbst einen Funken in sich spürte. »Sie können zu jemandem, der nichts fühlt, predigen, solange Sie wollen; Sie werden auf erloschene Kohlen blasen. Wenn es einen Funken gibt, kann man ihn beleben, aber der Funke muss zuerst da sein« (zit. nach Blom 2011, S. 301).

Manchen ist aufgefallen, wie nicht nur der glühende Dr. Faustus den Pakt mit dem Teufel bei der Wahrheitssuche schmiedet, sondern auch reale Figuren wie Max Weber sich dieser Metaphorik bedient haben (González Garcia 1995). Und noch Freud liest eine solche Krankengeschichte aus dem 17. Jahrhundert (Harnischfeger 2003). Der Teufel – das ist der moderne Wissenschaftler (Luhmann 1990; Weinrich 2007)! Man kann es eine Idealisierung nennen, aber manche fühlten den Funken wirklich in sich. Wissenschaftliche Arbeit war ihr Mittel, nicht daran zu verbrennen, sondern sich zu erwärmen. Die »Hölle« ist die Metapher für diesen Vorgang, wenn er entgleist. Manche scheinen heute zu meinen – oder erzeugen jedenfalls diesen Eindruck –, wissenschaftliche Arbeit sei weniger das Hüten der Glut als vielmehr deren Löschung durch die kalte Dusche der nüchtern rationalen Betrachtung. Das kann nur der letzte Schritt einer Überprüfung sein, der die energetische Idee, die rastlose Neugier und die fast sichere Gewissheit vorangehen. Ihnen erst schließt sich Prüfung in Nüchternheit an, sie kommt nicht an erster Stelle. Tatsächlich wäre, wenn diese Beobachtung stimmt, eher der Verlust des Symbolischen durch idealisierte Ernüchterung Anlass für zeitdiagnostische Melancholie.

Auch der Besen kommt in Freuds Werk vor. Die Metapher der Anna O. für die »Kur« lautete »chimney sweeping« (Vöhler & Link 2009), und das bezieht sich auf die »Katharsis« (Freud 1895; Götde 2009) und später die sogenannte »Purifizierung« (Freud 1912, S. 382) – die Metapher der Analyse als eine Art Aufräumarbeit, als eine seelische Reinigung.

Durchaus ein paarmal kommt die Hexe in Freuds Werken vor. Die Kinderfrau des »Wolfsmanns« (Freud 1918, S. 38) war als Hexe bezeichnet worden, aber das hatte den kleinen Wolfsmann keineswegs davon abgehalten, die Partei seiner geliebten »Nanja« zu ergreifen. Wir lesen ein paar Seiten später, dass er in der von seiner Umwelt als »Hexe« beschimpften Person eine andere verbirgt, die ebenfalls beschimpft, vom kleinen Wolfsmann aber geliebt worden war.

Hexen sind demnach Doppelgängerwesen, sie »stehen für« (symbolisch) jemand anderen und zugleich sind sie (ikonisch) nichts als sie selbst. Es wird nicht überraschen, wenn wir darauf hinweisen, dass auch der Besen in der Krankengeschichte des Wolfsmanns vorkommt (Freud 1918, S. 124). In seiner Zusammenfassung spricht Freud (S. 157) von den »Nebensachen« und erwähnt »Aufwaschen, Kübel, Besen« – also jene Funktionen, die einem gewöhnlichen Besen seinen symbolischen Gehalt noch nicht zuerkennen können. Der Besen gehört, so betrachtet, immer noch dem Dienstpersonal; das ist von manchen schon als das »Unbewusste« der Psychoanalyse identifiziert worden (Eßlinger 2010). Assmann (2004) hatte überzeugend darauf verwiesen, dass Freud die Weitergabe der vom Wolfsmann erlebten sogenannten »Urszene« gleichsam biologisch verfolgte und sich dann hätte als Lamarckist outen müssen. Der entscheidende Schritt sei die Auffassung all dieser Momente als symbolische Momente, und Assmann kann auf vielerlei verweisen, was dem Wolfsmann damals aus dem kulturellen Gedächtnis nahegebracht wurde, was einem gewöhnlichen Besen eine symbolische Bedeutung zuzuschreiben imstande ist.

Klinischen Zusammenhängen noch näher kommen wir, wenn Freud über die Diagnosen schreibt: »Unsere Diagnosen erfolgen sehr häufig erst nachträglich, sie sind von der Art wie die Hexenprobe des Schottenkönigs, von der ich bei *Victor Hugo* gelesen habe. Dieser König behauptete, im Besitz einer unfehlbaren Methode zu sein, um eine Hexe zu erkennen. Er ließ sie in einem Kessel kochenden Wassers abbrühen und kostete dann die Suppe. Danach konnte er sagen: das war eine Hexe, oder: nein, das war keine. Ähnlich ist es bei uns, nur daß wir die Geschädigten sind. Wir können den Patienten, der zur Behandlung, oder ebenso den Kandidaten, der zur Ausbildung kommt, nicht beurteilen, ehe wir ihn durch einige Wochen oder Monate analytisch studiert haben« (1933, S. 167).

Könige mögen Geschmack an der Abgebrühtheit haben, Patienten täuschen sich und ihren Analytiker hin und wieder, und es gibt keine sichere Methode,

eine Lüge zu erkennen. Darin liegt der Irrtum der heutigen diagnostischen Systeme, die meinen, durch Kombinatorik einzelner diagnostischer Zeichen behandelbare Einheiten zusammenstellen zu können. Zeichen selbst tragen symbolische Bedeutung jedoch nicht auf der Stirn geschrieben, sondern entfalten sie erst in einem Akt der Betrachtung. Das haben therapeutische Einstellung und ästhetische Betrachtung eines Bildes gemeinsam (Reiche 2011). Zeichen allein sind vieldeutig; Erröten und verschwitzte Hände, Erblässen und trockene Stimme wollten die Inquisitoren in ihren Protokollierungen als Indizien notiert sehen, weil sie meinten, hier spräche der Körper (Schneider 1993; Buchholz 2011), und der könne als Zeuge *gegen* seinen Besitzer aufgerufen werden, weil man ja sonst keine Zeugen beibringen konnte, wenn es um das ging, was Hexen angeblich mit Teufeln treiben. Aber diese wie andere Zeichen gehören ebenso zu einer Sprache der Liebe – und nur wer sich, um im Bild zu bleiben, erhebt, um die Gestalt dieser Zeichen so zu sehen, dass die fluide Intentionalität der Person sichtbar wird, kann sehen, was es da zu sehen gibt. Die Fixierung des klinischen Blicks durch diagnostische Systeme an Indizien hat aber den bösen Nebeneffekt, dass eine solche Sicht als »unwissenschaftlich« verweigert – und verteufelt – wird.

Die Vieldeutigkeit der Indizien der körperlichen Expression hatte schon die Inquisition zu ihrem Ärgernis erfahren müssen und musste aufgeben. Freud wiederholte kurz diese Beobachtung und wunderte sich in einem seiner frühen Briefe an Fließ vom 17. Januar 1897, dass die Geständnisse seiner Patientinnen denen unter Folter so sehr ähnelten, und wandte sich von der Druckmethode ab, was den Übergang zu einer nicht erdrückenden Methode der Wahrheitssuche ermöglichte. Statt des unmittelbar-sinnlichen Drucks auf Kopf und Stirn wechselte er zur symbolischen Betrachtung des Widerstandes und gelangte zur Annahme fluider Intentionalität, die er als »freien Einfall« bezeichnete und der er als Analytiker mit »gleichschwebender Aufmerksamkeit« zuhören wollte. Das polizeilich-inquisitorische Wort »vernehmen« erhält mit dem Wechsel von Indizien zu Symbolen die andere Bedeutung zurück, die etymologisch auf »Vernunft« verweist. Die Sinnlichkeit der Worte mit Klang und Rhythmus, deren symbolischer Gehalt und schließlich der vernommene indexikalische Verweis auf Absichten und deren Konflikte – so lässt sich, knappstens skizziert, der von Freud anvisierte Modus des Zuhörens umschreiben. Dass die Hexen also in die Lüfte flogen, nach oben – das wäre die symbolische Darstellung der Aufwärtsbewegung einer solchen Stufentheorie.

Nicht umsonst gibt Freud den nächsten Hinweis am Beispiel der Frage, wie man sich die Erledigung eines Triebanspruchs vorstellen könne: »Es ist wahrscheinlich zur Vermeidung von Mißverständnis nicht unnötig, näher auszuführen, was mit der Wortfügung: dauernde Erledigung eines Triebanspruchs gemeint ist. Gewiß nicht, daß man ihn zum Verschwinden bringt, so daß er nie wieder etwas von sich hören läßt. Das ist im allgemeinen unmöglich, wäre auch gar nicht wünschenswert. Nein, sondern etwas anderes, was man ungefähr als die ›Bändigung‹ des Triebes bezeichnen kann: das will heißen, daß der Trieb ganz in die Harmonie des Ichs aufgenommen, allen Beeinflussungen durch die anderen Strebungen im Ich zugänglich ist, nicht mehr seine eigenen Wege zur Befriedigung geht. Fragt man, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln das geschieht, so hat man's nicht leicht mit der Beantwortung. Man muß sich sagen: ›So muß denn doch die Hexe dran‹. Die Hexe Metapsychologie nämlich. Ohne metapsychologisches Spekulieren und Theoretisieren – beinahe hätte ich gesagt: Phantasieren – kommt man hier keinen Schritt weiter. Leider sind die Auskünfte der Hexe auch diesmal weder sehr klar noch sehr ausführlich« (1937, S. 69).

Aus dem Zusammenhang können wir schließen, dass Freud mit der »Hexe« eine bestimmte Denkweise meinte, die er als »Phantasieren« bezeichnet und vor der er zurückschreckt. Phantasieren ist im konventionellen Verstande das genaue Gegenteil von »wissenschaftlich denken«; da muss man zurückschrecken. Aber es spricht in unseren Augen für Unerschrockenheit und Redlichkeit Freuds, dass er den Schrecken überwindet. Wissenschaftler phantasieren. Das ist kein performativer Selbstwiderspruch, sondern konstitutive Bedingung. Therapeuten im Prozess müssen phantasieren. Sie müssen sich »vorstellen«, wie die flexible Intentionalität ihres Patienten aussehen mag, an was er (oder sie) noch denken könnte, während Worte das eine Thema umspielen, um ein anderes nicht zu sagen. Was ist es, worüber nicht gesprochen wird, (noch) nicht gesprochen werden kann? Was noch jenseits aller Symbolisierungschancen liegt, eben in einem Unbewussten, von dem die Patientin mit noch so geduldiger und intensiver Befragung nicht einmal sagen könnte, dass es das gibt? Und doch taucht es ein paar Behandlungsstunden später auf.

Solche hexischen Fähigkeiten also, die sich über das alltägliche Denken erheben, wonach doch alles »Wirkliche« und alles »Wichtige«, alles »Wissenschaftliche« und alles »Wahre« am Boden der Tatsachen und Indizien sich abspielt, solches kühne Aufschwingen zu den Höhenflügen des Phantasierens

braucht der Therapeut, die Therapeutin, aber ebenso der Wissenschaftler und die Wissenschaftlerin. Sie brauchen sogar einander so, wie die Hexe den Besen braucht. Ohne ihn wäre sie nichts als eine wirre Verführerin, die ihr eigenes Alter vergessen hat; ohne sie wäre der Besen einer Ordnung schaffenden, kategorisierenden oder narrativierenden und theoretisierenden kognitiven Apparatur nichts als ein veraltetes Hausmittelchen, das den täglichen Abfall kaum bewältigen könnte. Ohne das »weiche« und das »harte« Denken (Bateson 1982), ohne die von Ludwik Fleck beschriebenen »Denkstile« und »Denkkollektive«, ohne die von Collingwood analysierte »rationale Natur des Wissenschaftsprozesses« (Walach 2009, S. 45) würde Wissenschaft nichts als Tatsachen aufhäufen. Aber eine Ansammlung von Tatsachen ist so wenig eine brauchbare Theorie, wie ein gesammelter Haufen Steine schon ein bewohnbares Haus wäre. Ludwik Fleck soll es (nach Walach 2009, S. 47) radikal so formuliert haben: »Eine wissenschaftliche Tatsache ist die Übereinkunft, mit dem Denken aufzuhören.« Damit wir also nicht nur mit dem Besen kehrend aufgeräumte Ordnungen schaffen, sondern uns von Zeit zu Zeit denkend erheben, brauchen wir den »hexischen« Modus unseres »mind« zusammen mit einem ordentlich aufräumfähigen Besen, damit wir jene *Komplementarität* in der Psychologie und Psychotherapie erreichen, an der sowieso kein Weg vorbeiführt. Ob die »Hexe« jene Metapsychologie ist, die Freud formuliert hat, wollen wir offen lassen; man kann sich noch eine ganze Reihe anderer Hexenflüge vorstellen. Auch solche, die das Spektrum der bisher in Therapeutik und Wissenschaft formulierten variantenreich erweitern.

Im Folgenden wollen wir in knapper Form auf die Problemfelder unseres Buches eingehen.

Das Problemfeld Wissenschaft

Wissenschaftliche Bemühungen waren seit jeher und in systematisierender Form auf Zweifel, Skepsis und Kritik gegründet. Wissenschaftlicher Skeptizismus untergräbt alle Wissensansprüche und nährt den Zweifel an allen angeblichen »Erkenntnissen« und »Wahrheiten« immer aufs Neue. Keimten im 19. Jahrhundert Hoffnungen auf den durch die experimentellen Wissenschaften genährten Empirismus auf, so »bahnte sich an seinem Ende eine Krise besonderer Art – nämlich im Nachdenken über das Wissen – an, ohne dass

eine unmittelbare Lösung oder gar eine allgemein akzeptierte Alternative zum Erbe des 19. Jahrhunderts in Sicht gewesen wäre.« Diese Feststellung trifft der Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger in seinem Buch »Historische Epistemologie« (2007) und fährt dann fort, dass sich erst im Laufe des 20. Jahrhunderts eine breit gefächerte neue Reflexion über Wissenschaft entwickelt habe. »Die Vorstellung von Wissenschaft als Prozess löste die zwanghafte Sicht auf Wissenschaft als System ab. Die eine Wissenschaft wich den vielen, nicht aufeinander reduzierbaren Wissenschaften« (S. 9). Im Rahmen dieser Auseinandersetzung hat sich die Idee einer Einheitswissenschaft, die für alle einzelnen Disziplinen gelten sollte, als unhaltbar erwiesen.

Was war das Besondere an dieser Wandlung? In welcher Weise hat sich das Erkenntnisinteresse hierbei verschoben? »Die frühere Ausrichtung darauf, die richtige und möglichst allgemein verbindliche wissenschaftliche Methode zu finden und darzustellen, schlägt um in ein detailliertes Interesse daran, was Wissenschaftler tun, wenn sie ihre jeweilige Forschung betreiben« (S. 12). Dadurch kam es zu einer »Transformation« der gesamten Wissenschaftstheorie im 20. Jahrhundert, die auch auf die psychologischen und psychotherapeutischen Konzeptionen des Unbewussten ausstrahlte.

Die Perspektive der historischen Epistemologie

Ludwik Fleck (1935) ist die Erkenntnis zu verdanken, dass eine »wissenschaftliche Tatsache« nicht auf schlichter Beobachtung, sondern auf der Herausbildung einer Wahrnehmungsgewohnheit beruhe, und diese Art des Gestaltsehens entwickle sich als gemeinsamer »Denkstil« in der jeweiligen Wissenschaftlergemeinschaft eines bestimmten Fachgebietes. Der einzelne Wissenschaftler richte sich also in seiner Forschungstätigkeit am jeweiligen »Denkkollektiv« aus und sei davon in seinem Wahrnehmen und Denken bestimmt. Wissenschaftlicher Fortschritt entwickle sich daher nicht einfach kumulativ und progressiv, sondern relativ zum Denkstil, wobei es periodisch zu einer Verschiebung der selektiven Aufmerksamkeit kommen könne.

Auch Thomas Kuhn (1962) betrachtete den wissenschaftlichen Prozess nicht als friedlich evolutionär und linear voranschreitende Fortschrittsgeschichte, sondern als unumgänglich mit Krisen und Kämpfen verbunden, die von Zeit zu Zeit in einen »revolutionären« Paradigmenwechsel münden. Auch bei ihm

geht es um die »historische, epochenspezifische Relativierung des klassischen zeitlosen Wissenschaftsideals« (Rheinberger 2007, S. 89). Es gibt aber eine deutliche Differenz zwischen beiden Wissenschaftstheoretikern. »Während Kuhn vor allem Gewicht auf die Frage legt, wie der Glaube innerhalb einer Wissenschaftlergemeinschaft erschüttert und damit die Bedingungen für die Umwandlung eines Paradigmas geschaffen werden, hat es Fleck umgekehrt hauptsächlich interessiert, wie es innerhalb solcher Denkkollektive zur Perfektionierung eines Denkstils im Sinne dessen kommen kann, was er als eine ›Harmonie der Täuschungen‹ bezeichnete« (ebd., S. 88).

Paul Feyerabend (1970) wehrte sich gegen Vorgaben methodischer, theoretischer oder sonstiger normativer Art, da sie der Kreativität der Forscher eher abträglich seien und es »so etwas wie eine richtige, geschweige denn die beste Methode für Wissenschaft nicht geben« könne (Walach 2009, S. 277). Der Aufruf »against method: anything goes« ist nach Walach insbesondere für die Psychologie relevant, weil sie wissenschaftlich gesehen noch in einem frühen Entwicklungsstadium und daher geradezu gezwungen sei, »sich verschiedene Zugänge und Methoden zu erarbeiten und diese in Teildomänen auszuprobieren und anzuwenden, ohne sich frühzeitig einer Methodenmonokultur zu verschreiben« (ebd., S. 278). Viele methodische Besen schaffen viele interessante Ordnungen.

Ian Hacking (1983) sieht das Verdienst von Thomas Kuhn darin, eine Krise im Selbstverständnis der modernen Wissenschaften herbeigeführt zu haben, wobei er dessen Programmatik in folgenden Thesen zusammenfasst: »Es gibt keine scharfe Unterscheidung zwischen Beobachtung und Theorie. – Eine lebendige Wissenschaft weist keine eng zusammenhängende deduktive Struktur auf. – Die Begriffe einer lebendigen Wissenschaft sind nicht sonderlich präzise. – Die Theorie der methodologischen Einheit der Wissenschaft ist falsch [...]. – Die Wissenschaften bilden ihrerseits keine Einheit. [...] – Der Begründungszusammenhang ist nicht vom Entdeckungszusammenhang zu trennen. – Die Wissenschaft ist etwas Zeitliches, sie ist ihrem Wesen nach etwas Historisches« (Rheinberger 2007, S. 120). Hackings eigenes Anliegen war es, nachzuweisen, dass es nicht in erster Linie die Theorien sind, welche das Geschehen in den Wissenschaften bestimmen, da sie selbst immer schon in die unterschiedlichsten Praxis- und Experimentalzusammenhänge eingebettet seien. Das Experimentieren habe eine Eigendynamik.

Am Ende seiner »Historischen Epistemologie« hält Rheinberger fest, dass

sich sowohl die Vorstellung einer linear fortschreitenden, kumulativen Wissensentwicklung mit einem teleologisch definierten Fluchtpunkt als auch die Vorstellung einer alles umfassenden Einheitswissenschaft mit ihrem vorgestellten Zentrum in der Physik aufgelöst habe. An ihre Stelle sei aber »kein neues beherrschendes und verbindliches Modell getreten, und auch der Raum der historischen Epistemologie hat sich im Verlauf seiner Ausbildung parallel dazu selbst pluralisiert. Dass er keineswegs vereinheitlicht werden braucht, um sich fortzuentwickeln, ist vielleicht eine Lektion, die sich vom Pluralisierungsprozess der Wissenschaften im 20. Jahrhundert lernen lässt« (Rheinberger 2007, S. 133). Das ist das Ergebnis eines ersten Übersichtsfluges.

Ein Basisproblem der wissenschaftlichen Psychologie

Die wissenschaftliche Psychologie war in ihrem Selbstverständnis von Anfang an hin- und hergerissen zwischen unterschiedlichen »Denkstilen« im Sinne Flecks bzw. unterschiedlichen »Wissenschaftsparadigmen« im Sinne Kuhns. Sie bewegte sich einerseits in der Polarität zwischen einer Psychologie des Bewussten und des Unbewussten, andererseits in der Polarität zwischen einer naturwissenschaftlich-nomothetisch-objektivierend-erklärenden und einer geisteswissenschaftlich-idiographisch-subjektivierend-verstehenden Wissenschaftsauffassung. Auch in der Psychologie kam demnach das viel diskutierte Problem der »Zwei Kulturen« (Snow 1967; Kreuzer 1987; Wuchterl 1997, Kap. 4), der naturwissenschaftlich-technischen und der geisteswissenschaftlich-humanistischen Kultur, voll zum Tragen. Erst viel später entdeckte man die Dimension der Sozialität.

Die naturwissenschaftlich-szientifische Forschungsrichtung hat in der Psychologie mit einem Basisproblem zu ringen, das man als *Dekontextualisierung* ihres Forschungsgegenstandes bezeichnen kann. Für experimentelles Vorgehen ist es notwendig, komplexe Sachverhalte in analytische Einheiten aufzuteilen und zu diesem Zweck weitgehend auf die Berücksichtigung des konkreten Kontextes zu verzichten. Aber nicht nur vom Kontext, sondern auch »in einer überaus einschneidenden Weise vom erlebenden Subjekt« wird abstrahiert (Jüttemann 2010, S. 14). Wurde der Forschungsgegenstand – Menschen in ihrer Lebendigkeit, Subjektivität und Sozialität – entsprechend dieser »Abstraktionen« eingengt, so räumte man nach und nach der Forschungsmethode Priorität

ein. Jede Methode schafft einen »unmarked space« dessen, was ihr entgeht. Sie schließt aus, was sie nicht erfasst und missversteht das von ihr Eingeschlossene als das Ganze dessen, was es zu wissen gibt. Der »Wiedereinschluss« des so Ausgeschlossenen kann nur durch andere Methoden komplementiert werden. Diese Einsicht, analog zum demokratischen Prinzip der Gewaltenteilung, hat sich in der Psychologie noch keineswegs durchgesetzt.

Mit einer Einschränkung von Empirie auf das von einem und nur einem Kanon geregelte methodisch Zugängliche hätte die naturwissenschaftlich-erklärende Psychologie nicht nur wichtige Themenbereiche, sondern auch wertvolle Erkenntniszugänge ausgegrenzt: »Eine Psychologie, die sich ausschließlich am scheinbar exakteren Erkenntnismodus der Naturwissenschaften orientieren würde, verschenkte damit Erfahrungs- und Erkenntnischancen, die in phänomenologischen, hermeneutischen, historischen, geistes-, kunst- und kulturgeschichtlichen Zugangsweisen liegen« (Rath 2010, S. 114). Soweit eine solche Aus- und Eingrenzung in den letzten Jahren stattgefunden hat und mit einem gewissen publizistischen Nachdruck durchgesetzt wurde, hat dies auch dazu geführt, dass Psychoanalyse und Tiefenpsychologie sowie die psychodynamische Psychotherapie in den psychologischen Fachbereichen der Universitäten kaum noch repräsentiert sind (Fischer & Möller 2006). Sie wurden aktiv durch eine entsprechende Besetzungspolitik von Hochschulen ferngehalten.

Die Debatte um die »empirically supported therapies« (zusammenfassend Buchholz 2000) forderte, dass nur noch jene Therapieformen zugelassen werden sollten, die empirisch ihre Wirksamkeit nachgewiesen hätten. Dem hat sich dann in der Wissenschaftspolitik der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung angeschlossen und insbesondere Richtlinien definiert, die sich an der Programmatik des »randomized controlled treatment« (RCT-Studien) verbindlich orientierten. Danach waren sehr hohe Anforderungen an Psychotherapiestudien gestellt, die sich vor allem darauf bezogen, dass Patienten einer genau definierten »Störung« per Zufall einer Therapie/einem Therapeuten zugewiesen würden, dass die Therapeuten manualtreu vorgehen (also auch Therapieformen praktizierten, mit denen sie nicht identifiziert waren), dass andere Patienten einer Warteliste als Kontrollgruppe zugewiesen würden, und dass die in Behandlung befindlichen Patienten und die der Kontrollgruppe parallelisiert seien hinsichtlich Alter, Geschlecht, Bildungsniveau und sozialem Status. Man wollte ein hohes Maß an Vergleichbarkeit gewährleisten

und meinte, dass nur so der Nachweis zu führen sei, dass eine eingetretene Besserung tatsächlich auf die angewandte Therapiemethode zurückgeführt werden könne. Die Durchsetzung dieser harten Programmatik hatte erhebliche Umgestaltungen der therapeutischen Versorgungslandschaft zur Folge, die man durchaus als Verwüstung erprobter Verfahren und Prozeduren (Hein & Henze 2007; Henry 1998) beschreiben kann.

Umso mehr erstaunt es, wenn Franz Caspar (2011) neuerdings fragt, ob sich der störungsspezifische Ansatz in der Psychotherapie »zu Tode gesiegt« habe. Jede »Störung« nämlich gehe meist mit einer zweiten oder dritten einher, Persönlichkeitsstörungen etwa mit Angst, Depression oder Zwang – und solche Ko-Morbidität macht für die Behandlungsführung erhebliche Unterschiede, wirkt sich also auf die Evaluation einer Methode für eine und nur eine Störung erheblich aus. Wenn man ungefähr 400 in diagnostischen Manualen definierte »Störungen« auf diese Weise miteinander kombinieren müsse, entstehe schnell ein »mehrdimensionales Netz mit Millionen von Zellen«. Also eine Kombinatorik von menschlichen Problemen, die ungefähr der Anzahl von Patienten in therapeutischen Behandlungen entsprechen dürfte? So möchte man jedenfalls gleich fragen. Und Caspar meint weiter, dass wenigstens den Hauptgruppen eine Behandlungsmethode zugeordnet werden müsse, die durch mindestens eine, besser zwei RCT-Studien ihre Wirksamkeit nachgewiesen hätte. So zu argumentieren erfüllt nur die logischen Bedingungen des gesamten RCT-Ansatzes. Den praxeologischen Einwand dagegen bringt Caspar sogleich selbst: Auch nur für die wichtigsten Störungskombinationen, für alle in der klinischen Wirklichkeit vorkommende Multimorbidität, je eine (besser zwei) RCT-Studien als Wirksamkeitsnachweis zu fordern, sei eine praktische Unmöglichkeit, weil jeder Forscher in seinem Arbeitsleben höchstens vier oder fünf solcher aufwendigen Studien durchführen könne! Wenn man dann noch daran denke, so Caspar weiter, dass die Definitionsgrenzen der Störungen selbst durch neue, derzeit aktuell ausgehandelte Änderungen der diagnostischen Manuale (ICD bzw. DSM) verschoben würden, also alle Forschungen wegen der veränderten Kategorien gleichsam neu beginnen müssten, dann könne eine erfolgreiche Psychotherapieforschung praktisch nicht an ihr Ende kommen. »Ein Spiel, das kaum zu gewinnen ist«, schreibt dieser einflussreiche Forscher.

Dem ist kaum etwas hinzuzufügen außer der verblüfften Beobachtung, dass man das doch auch schon vorher hätte wissen können! 400 »Störungen«, un-

tereinander kombiniert – das ist doch nur eine Frage der Kombinatorik, nicht der Empirie! Nimmt man an, dass sich Störungen mehrfach untereinander kombinieren können, erreicht man schnell eine zweistellige Millionenzahl. Das entspricht der Bevölkerung eines Landes wie der Bundesrepublik. Die frühe Kritik, dass so Sinnzusammenhänge zerrissen würden, bekommt eine späte Bestätigung. Diese Hexen haben ihren Besen zum Kehren, zum Ausputzen und Ausleben ihrer Ordnungswut genutzt. Wenn sie je zu fliegen versucht haben, wird uns hier ihr Absturz gemeldet.

Warum nur hatte das Imperium der frustrierten RCT-Forscher so zuzuschlagen müssen in der Szene der Psychotherapeutik? Hier, so muss man schlussfolgern, ist etwas Grundsätzliches mit dem störungsspezifischen Ansatz nicht im Lot. Denn auch aus anderen Feldern – etwa Kriminologie, Sozialwissenschaften oder Pädagogik – und aus der Erfahrung des »golden age« der Evaluation in den USA während der 1960er und 1970er Jahre hätte man über die frustrierenden Erfahrungen mit dem RCT-Paradigma Bescheid wissen können (Robson 2002, S. 117). »The picture is depressing«, schreibt Robson, emeritierter Professor der Statistik und damals Berater der OECD in Paris. Aber er ist darüber nicht enttäuscht, sondern wundert sich über den Eifer, mit dem ansonsten vernünftige Leute aus anderen Bereichen auf dieses Paradigma als allein seligmachend gesetzt haben. Insofern bestätigt sich der Befund von Stephan Wolff (1994), der vor beinahe 20 Jahren formulierte, dass die empirische Psychotherapieforschung, soweit ausschließlich dem RCT-Ansatz verpflichtet, in einem Zustand sei, den andere schon lange als Irrweg aufgegeben haben. Grund ist der imperiale methodische Monopolanspruch. Wer fliegen will, braucht mindestens zwei Flügel.

Psychologie als Wissenschaft der Komplementarität

Niemand würde gegen die Verwendung statistischer Methoden plädieren, niemand würde vermeiden wollen, etwas über die Verteilung von Merkmalen in Populationen wissen zu wollen oder über die Wirkung eines Beeinflussungsversuchs. Aber die Elimination subjektiver Momente, historischer Einflüsse und aktueller sozialer Mentalitäten als bloße Fehler, das ist der Kardinalfehler einer psychologischen Methodenlehre, die es verstanden hat, sich machtvoll durchzusetzen. In einer hochgradig vernetzten, modernen Welt